

Re-Biologisierung der Geschlechterdifferenz.

Eine inhaltsanalytische Untersuchung populärer Sachbücher

Liesa Herbst

kommunikation.medien

Onlinejournal des Fachbereichs

Kommunikationswissenschaft

Universität Salzburg

ISSN 2227-7277

4. Ausgabe / Dezember 2014

<http://www.kommunikation-medien.at>



Abstract

Der folgende Beitrag setzt sich mit einem zentralen Thema der Gender Studies auseinander, der Frage nach dem Verhältnis von Natur und Kultur bei der Markierung von Geschlechterunterschieden. Anlass für eine Untersuchung war das überraschende Wiederaufleben biologischer Erklärungsmuster der Geschlechterdifferenz, das sich seit den 1990er Jahren im inner- wie außerwissenschaftlichen Bereich abzuzeichnen scheint und ein erneutes Aufleben der Natur-Kultur-Debatte bewirkte. Im Speziellen wurde der Frage nachgegangen, wie in Sachbüchern, einer relativ wenig untersuchten Textsorte, die Geschlechterbinarität hergestellt und begründet wird. Die qualitative Inhaltsanalyse fünf populärer Sachbuch-Bestseller hat gezeigt, dass in allen analysierten Texten ein essentialistisches Geschlechterverständnis vertreten wird und Geschlechterdifferenzen vorwiegend als natürlich bzw. biologisch determiniert, durch Gene, Hormone, Evolution, etc., und nicht als sozial bedingt beschrieben werden.

Keywords

Geschlechterdifferenz, Biologischer Determinismus, Naturalisierung, Gender Studies, Sachbuch, Qualitative Inhaltsanalyse

Zitiervorschlag

Herbst, Liesa (2014): Re-Biologisierung der Geschlechterdifferenz. Eine inhaltsanalytische Untersuchung populärer Sachbücher. In: kommunikation.medien, 4. Ausgabe. [journal.kommunikation-medien.at].

1. Einleitung

Die britische Journalistin und Feministin Natasha Walter spricht in *Living Dolls. Warum junge Frauen heute lieber schön als schlau sein wollen* (2011) von einem überraschenden Comeback der Vorstellung, welcher zufolge die althergebrachte Weiblichkeit genetisch vorgegeben anstatt sozial bestimmt sei (vgl. Walter 2011: 22): „Überall in unserer Gesellschaft lebt ein neues Interesse am biologischen Determinismus auf.“ (Ebd.) Knapp zehn Jahre davor hält die Biologin und Professorin für Gender Studies Sigrid Schmitz (2002: 112) fest, dass wir „eine Renaissance an Biologismen zur Erklärung von Geschlechterunterschieden“ erleben. Seit den 1990er Jahren werde erneut eine verstärkt biologisch deterministische Argumentationslogik verbreitet (vgl. Schmitz 2006: 229). Ebenfalls die Soziologin Angelika Wetterer (2010: 33) erklärt, dass naturalisierende Deutungsmuster im Gefolge der Gender-Medizin, der Gen- und Reproduktionstechnologien „neu an Boden gewonnen“ haben.

Überdies ist die gegenwärtige Renaissance biologischer Begründungen von Geschlechterunterschieden – es kann von einer Re-Aktualisierung des biologischen Diskurses gesprochen werden – nicht nur in den Wissenschaften, sondern ebenfalls in den Massenmedien zu beobachten (vgl. Athenstaedt/Alfermann 2011: 112). In den letzten Jahren wurde in zahlreichen populärwissenschaftlichen Büchern, Artikeln und TV-Dokumentationen die Annahme der biologischen Verursachung von Geschlechterunterschieden in unterschiedlichen Genres mit immer wiederkehrend ähnlichen sprachlichen, ästhetischen und bildlichen Vermittlungsstrategien verbreitet (vgl. Schmitz/Schmieder 2006: 370). Studien, in welchen den möglichen biologischen Wurzeln von *typisch weiblichen* und *typisch männlichen* Verhaltensweisen, Eigenschaften, etc. nachgespürt wurde, erbrachten widersprüchliche Befunde, doch in den Medien wurde konsequent die Vorstellung der biologischen Fundierung von Geschlechterunterschieden bekräftigt (vgl. Walter 2011: 23f.), und so der Eindruck vermittelt, „der biologische Determinismus sei in der gesamten wissenschaftlichen Welt neuer Konsens“ (ebd.: 26). Die Biologie scheint aktuell den vorherrschenden Bezugsrahmen darzustellen, wenn es um die Behandlung von Geschlecht und Geschlechterverhalten in populären Medien geht (vgl. Heer 2012: 9).

Wenngleich der Biologismus „eine Jahrhunderte lange Tradition“ hat (Schmitz 2006: 229), wurden in der Vergangenheit, besonders in den 1970er und 1980er Jahren, Geschlechterunterschiede über Lern- und Sozialisationstheorien und infolge feministischer Forschung vornehmlich als umweltbedingt beschrieben, wodurch Aspekte der Körperlichkeit, wie Gehirne, Gene, Hormone, etc. zunehmend aus dem Blick gerieten. Das erneute Wiederaufleben biologischer Erklärungsmuster von Geschlechterdifferenzen ist aus Sicht der (de-/konstruktivistischen) Gender Studies zu kritisieren, „weil es

einen ihrer zentralen Gegenstandsbereiche, das Wissen um die naturale Basis der Geschlechterunterscheidung, re-traditionalisiert“ (Wetterer 2010: 133).

An dem dargelegten Wissensstand setzt die eigene empirische Untersuchung an, welche von der Frage geleitet war, wie in neueren Sachbüchern die Geschlechterbinarität hergestellt bzw. begründet wird. Grundlage der qualitativen Inhaltsanalyse bildeten folgende fünf populäre Sachbücher: *Das Eva-Prinzip* (2006) von Eva Herman, *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (2011) von Allan und Barbara Pease, *Vom ersten Tag an anders* (2004) von Simon Baron-Cohen und *Das weibliche Gehirn* (2008) sowie *Das männliche Gehirn* (2011) von Louann Brizendine. Ziel der Untersuchung war es zu klären, ob in den Texten Vorstellungen einer *natürlichen* bzw. biologisch determinierten Geschlechterdifferenz entworfen werden. Bestätigt sich das Comeback biologischer Erklärungen der Geschlechterdifferenz in den untersuchten Sachbüchern?

Die gewählte Thematik ist von kommunikationswissenschaftlicher Relevanz, da Medien maßgeblich am Entwerfen und Bestätigen von Geschlechtervorstellungen sowie Gesellschaftsbildern (vgl. Klaus 2005: 362), an der Vermittlung von Geschlechterbildern, vom Mannsein und Frausein, beteiligt sind. Jene medialen Repräsentationen prägen nachhaltig unsere Vorstellungen und Konzepte von Geschlecht (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 26).

Der Einleitung folgen Ausführungen zur Geschichte des Biologismus, der Herkunft des binären Geschlechtermodells sowie den Gender Studies bzw. ihrem geleisteten Beitrag zur Dynamisierung des Geschlechterdiskurses. Aus welchen Gründen ein Wiederaufleben des biologischen Determinismus zu kritisieren ist, wird im nächsten Abschnitt dargestellt. Daran anschließend werden die forschungsleitenden Fragestellungen der qualitativen Inhaltsanalyse sowie das methodische Vorgehen erläutert, bevor die Untersuchungsergebnisse zusammenfassend dargestellt werden. Abschließend sollen ein Resümee gezogen und mögliche Gründe für das rege Interesse an (evolutions-)biologischen Erklärungen der Geschlechterdifferenz diskutiert werden.

2. Zur Geschichte des Geschlechterdiskurses: Natur, Biologie, Kultur, Diskurs

Weder die Erforschung der Geschlechterunterschiede noch biologische Erklärungen der Geschlechterdifferenz stellen eine Neuheit dar. Laut Klinger (2003: 17) „gibt es wohl kaum eine Frage, die im 19. und 20. Jahrhundert so hartnäckig verfolgt wurde, wie die der Differenz oder der Differenzen zwischen den Geschlechtern“. Geschlechterdifferenz meint die Verschiedenheit der Geschlechter sowie Geschlechterrollen. Der Begriff steht im Zusammenhang mit der Definition von Geschlecht bzw. einer Ge-

schlechterordnung, die nicht von einer Gleichheit von Frau und Mann ausgeht (vgl. Kroll 2002: 153). Weitere zentrale Begriffe in diesem Kontext waren bzw. sind Naturalisierung, Biologischer Determinismus und Biologismus. Von *Naturalisierung* wird gesprochen, wenn gesellschaftliche Phänomene, wie etwa die Geschlechterdifferenz oder Zweigeschlechtlichkeit, als vorkulturell und ahistorisch dargestellt werden (vgl. Maier 2008: 133) und somit als ursprünglich bzw. natürlich erscheinen. Vertreterinnen und Vertreter des *biologischen Determinismus* führen Geschlechterdifferenzen in reduktionistischer Weise ausschließlich auf biologisch festgelegte Ursachen, wie z.B. Gene und Hormone, zurück (vgl. Palm 2010: 852). Dabei wird angenommen, dass unser Verhalten und Handeln angeboren, sprich determiniert (lat. *determinare*: bestimmen, begrenzen) sei (vgl. Hahn 2002: 65). Unter *Biologismus* ist die Annahme eines Kausalzusammenhangs zwischen biologischer und sozialer Geschlechterdifferenz zu verstehen (vgl. Fox Keller 1995: 65). Naturgegebene Geschlechterunterschiede, etwa geschlechtsspezifische Körperfunktionen seien für geschlechterdifferente Verhaltens- und Einstellungsmuster, Fähigkeiten, etc. verantwortlich (vgl. Nestvogel 2010: 167). Biologie darf jedoch nicht mit Biologismus verwechselt werden, da nicht jede Forschungsperspektive, die biologische Faktoren berücksichtigt, gleichzeitig biologistisch ist (vgl. Schütze 2010: 24f.).

Wie der Blick in die Geschichte zeigen wird, haben die Naturalisierung und Biologisierung der Geschlechterdifferenz zwar eine lange Tradition, jedoch stellt das unser Alltagsverständnis bestimmende binäre Geschlechtermodell, die Annahme der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit, „keineswegs ein Überbleibsel aus vorbürgerlicher Zeit“ dar (Maihofer 1995: 22). Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts fand mit dem Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft ein Umschlag des seit der klassischen Antike vorherrschenden Ein-Geschlecht-Modells zum Zwei-Geschlechter-Modell statt (vgl. Laqueur 1992: 39). Der weibliche Körper wurde nicht länger als weniger vollkommene und minderwertige Version des männlichen Grundtypus betrachtet (vgl. Schiebinger 1993: 231), z.B. galt die Vagina als nach innen gestülpter Penis (vgl. Villa 2011: 108). Unterschiede zwischen Mann und Frau wurden nicht mehr in ihrem Mehr oder Weniger an vitaler Hitze und Perfektion erklärt, sondern anhand zwei unterschiedlicher biologischer Systeme (vgl. Laqueur 1992: 18).

Mit der Ausdifferenzierung des zweigeschlechtlichen Wissenssystems, dem Zuwachs wissenschaftlicher Erkenntnisse zur weiblichen Anatomie, das durch gleichzeitig stattfindende politische und soziale Umbrüche zunehmend relevant wurde (vgl. Maihofer 1995: 31), entstand im Laufe des 18. Jahrhunderts ein Diskurs über die *natürliche* Bestimmung der Geschlechter, die Annahme einer natürlichen Geschlechterdifferenz, welche in den folgenden Jahrhunderten in Teildisziplinen der Medizin und Biologie

weiter ausgebaut wurde (vgl. Wetterer 2010: 130). Soziale Erwartungen an Frauen und Männer wurden zunehmend aus körperlichen Merkmalen, aus ihrer nun unterschiedlichen Physis abgeleitet und in weiterer Folge zur natürlichen Bestimmung erklärt (vgl. Hausen 1976: 369f.). Etwa wurde davon ausgegangen, dass Frauen aufgrund ihrer Fähigkeit zum Gebären in der Hausfrauen- und Mutterrolle ihre Erfüllung fänden sowie zu Pflegeberufen prädestiniert seien (vgl. Ebeling 2006: 282). Der Neurologe Paul J. Möbius führte in *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* aus, dass „für das geistige Leben außerordentlich wichtige Gehirnteile, die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne“ (Möbius 1907: 15). Diesen Befund deutete er „als eine zweckmäßige Einrichtung der Natur“ (ebd.: 28):

Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben. Liebe es sich machen, dass die weiblichen Fähigkeiten den männlichen gleich entwickelt würden, so würden die Mutterorgane verkümmern, und wir würden einen hässlichen und nutzlosen Zwitter vor uns haben. (...) Übermäßige Gehirntätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank. (Ebd.: 25)

Aus diesem Grund wurde Frauen vom Konsum anspruchsvoller Bücher abgeraten, wenn sie ihre Fruchtbarkeit nicht in Gefahr bringen wollten (vgl. Walter 2011: 252). Die Geschlechterordnung sowie geschlechtsspezifische Arbeitsteilung galt von nun an als biologisch bedingt (vgl. Braun 2000: 34), der Ausschluss der Frauen aus dem öffentlichen Leben wurde mit ihrer „Natur bedingten Andersheit“ begründet (vgl. Deuber-Mankowsky 2005: 212).

In den 1970er Jahren begannen Feministinnen, „die ihnen aufgehalste Ideologie der biologischen und deshalb sozial prädestinierenden Frauen-Natur abzustreifen“ (Duden 2010: 601), da diese als zentrale Grundlage für die Diskriminierung und Unterdrückung von Frauen gefasst wurde (vgl. Ebeling 2006: 282). Um der seit der bürgerlichen Moderne etablierten Auffassung von *natürlichen* Bestimmungen der Geschlechter, von biologisch determinierten Geschlechterrollen zu begegnen, wurde die sex/gender-Unterscheidung eingeführt. Diese ermöglichte es, biologische Aspekte des Geschlechts (sex) von einer soziokulturellen Dimension (gender) zu unterscheiden bzw. voneinander abzukoppeln. Lange Zeit gültige Festschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit aufgrund biologischer Gegebenheiten sollten damit aufgelöst werden (vgl. Stephan/Braun 2000: 10). Die Bedeutung von Entwicklungs- und Umwelteinflüssen für die Geschlechtsentwicklung wurde betont bzw. verstärkt untersucht (vgl. Schmitz 2006: 229) und die Biologie als Erklärungsvariable immer öfter in Frage gestellt bzw. letztlich als „vollkommen irrelevant verworfen“ (Mühlen-Achs 1998: 22).

Im feministischen Diskurs der frühen 1990er Jahre wurde, unter anderem von Vertreterinnen und Vertretern des De-/Konstruktivismus sowie der Queer Theory die Trennung von sex und gender zunehmend kritisiert (vgl. Bechdolf 1999: 29). Die feministische Philosophin Judith Butler formulierte in *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) die Infragestellung eines vordiskursiven biologischen Geschlechts, dessen „unveränderlichen Charakter“ (Butler 1991: 24), da alle Aussagen über die „angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts“ (sex) ebenfalls „diskursiv produziert“ (ebd.: 23) werden, „nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen“ (ebd.: 23f.). Weiters dekonstruierte Butler den Geschlechterdualismus sowie dessen angebliche Naturhaftigkeit, indem sie die Unterscheidung in zwei biologische Geschlechter, die Aufteilung in Frau und Mann, welche die Vielfalt der Körper durch die Zuweisung von „primären“ Geschlechtsmerkmalen auf die beiden Pole des Geschlechts (männlich und weiblich) reduziert, als bereits kulturelle Handlung erklärte (vgl. Klaus 2002: 73). Ihre These, dass sex ebenso wie gender durch Sprache und Handlungen diskursiv hervorgebracht werde sowie ihre damit verbundene Verneinung der bisherigen Unterscheidung beider Kategorien, leitete die de-/konstruktivistische Wende innerhalb der feministischen Theoriebildung ein (vgl. Dorer/Klaus 2008: 94).

Wird Geschlecht als soziale Konstruktion, als das Ergebnis von Diskursen verstanden, sind Medien, die permanent in ihren Repräsentationen Diskurse über Geschlecht produzieren, wesentlich an der „Herstellung von Geschlecht“ beteiligt (vgl. Maier 2008: 132), denn ein beliebtes und daher immer wiederkehrendes Thema in den Medien bzw. in der Wissenschaftsberichterstattung ist das der Geschlechterdifferenzen. Als „Mittler zur Welt“ geben Medien Auskunft über Ereignisse und Dinge, die persönlich nicht erfahrbar sind „und prägen so, was wir über die Welt ‚wissen‘. Die Welt, in der wir zu leben glauben, ist zu großen Teilen eine Medienwelt“ (Klaus 2002: 67). Massenmedien spielen somit im Verhandlungsprozess um wissenschaftliche Wahrheiten eine zentrale Rolle und wirken wesentlich an der öffentlichen Meinungsbildung mit (vgl. Schmitz/Schmieder 2006: 376).

3. Kritik am Wiederaufleben des biologischen Determinismus

Das in der akademischen und medialen Verbreitung seit den 1990er Jahren zu beobachtende erneute Wiederaufleben naturalisierender bzw. biologistischer Erklärungsmodelle von Geschlechterdifferenzen ist aus Sicht der (de-/konstruktivistischen) Gender Studies zu kritisieren, „weil es einen ihrer zentralen Gegenstandsbereiche, das Wissen um die naturale Basis der Geschlechterunterscheidung, re-traditionalisiert“ (Wetterer 2010: 133). Mit der Vorstellung von einer *natürlichen* Geschlechterdifferenz,

von biologisch determinierten Geschlechterrollen, wird der Blick auf die Entstehungsbedingungen und sozialen Konsequenzen von Geschlecht verstellt. Jene „Wahrnehmung einer Dimension der eigenen Identität als Natur hat zur Folge, dass eine selbst veränderte Veränderung kaum möglich scheint“ (Villa 2011: 132). Ungerechtigkeiten und Asymmetrien im Geschlechterverhältnis werden Klinger (2003: 31) zufolge durch „das mächtige Instrument der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz“ verdeckt. Walter (2011: 248) warnt, das „Gefährliche am biologischen Determinismus ist, dass er uns für die eigentliche Vielfalt unter Frauen und Männern blind macht.“ Die aktuell verbreiteten Thesen zu Geschlechterdifferenzen übersähen die reale Variabilität innerhalb der Geschlechter (vgl. ebd.: 179).

Wie Meta-Analysen zu Geschlechterdifferenzen zeigen, unterscheiden Frauen und Männer sich nur in einzelnen wenigen Bereichen voneinander (vgl. Maccoby/Jacklin 1974; Hines 2004; Hyde 2005). Weiters fallen die feststellbaren Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Vergleich zur Variabilität innerhalb einer Geschlechtergruppe (Frauen und Frauen bzw. Männer und Männer im Vergleich) deutlich geringer aus (vgl. Athenstaedt/Alfermann 2011: 115). Zudem werden immer weniger Belege für Geschlechterunterschiede gefunden. Die Geschlechterunterschiede haben sich in den vergangenen Jahren weiter verringert (vgl. ebd.: 178). Der Großteil der in der Populärliteratur verbreiteten Geschlechterunterschiede hat der Psychologin Janet Shibley Hyde zufolge keine bzw. nur eine schwache empirische Basis (vgl. Bischof-Köhler 2006: 24). Hyde empfiehlt daher von einer Hypothese der Geschlechterähnlichkeit (*gender similarities hypothesis*) auszugehen (vgl. Athenstaedt/Alfermann 2011: 114f.).

Weiters findet mit der Rede von natürlichen Geschlechterdifferenzen nicht nur eine Biologisierung und Naturalisierung der Geschlechterdifferenz und -verhältnisse statt, sondern ebenfalls eine Entdifferenzierung der Forschungslage (vgl. Maier 2009: 5). Befunde, die keine signifikanten Geschlechterunterschiede nachweisen konnten, liegen zwar in großer Fülle vor, sind jedoch schwieriger zu publizieren als Differenzbefunde, werden seltener zitiert und gehen damit in der Rezeption oftmals verloren (vgl. Schmitz 2006: 217). „Because it is more interesting to find a difference than to find no difference, the 19 failures to observe a difference between men and women go unreported, whereas the 1 in 20 findings of a difference is likely to be published.“ (Hines 2004: 6) Dieses Phänomen wird als Schubladeneffekt bzw. *file-drawer-effect* bezeichnet (vgl. Fine 2012: 222).

Gegenüber Erklärungen biologisch determinierter Geschlechterdifferenzen ist weiters einzuwenden, dass durch die Zurückführung aller körperlichen Phänomene auf biologisch festgelegte Ursachen, „die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Körpern und ihrer sozialen bzw. materiellen Umwelt“ ignoriert werden (Palm 2010: 852). Butler

(1997: 35) begreift die Geschlechterdifferenz als einen Ort politischer Kämpfe, „an dem wieder und wieder eine Frage in Bezug auf das Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird, (...) aber wo sie, streng genommen, nicht beantwortet werden kann.“ Die Frage, ob Geschlechterunterschiede das Ergebnis biologischer bzw. umweltbedingter Einflüsse sind, sei vielmehr falsch gestellt, da eine Trennung der beiden Faktorengruppen nicht möglich sei (vgl. Hines 2004: 213f.). Geschlechterunterschiede beruhen auf einer komplexen und permanenten Interaktion biologischer sowie umweltspezifischer Faktoren (vgl. Hausmann 2007: 106). Auf die Komplexität der beschriebenen Wechselwirkung verweisen Konzepte der Hirnplastizität, indem sie Belege dafür liefern, dass Hirnaktivierungen und -strukturen durch Umwelteinflüsse, etwa Erfahrungen, beeinflusst werden können (vgl. Schmitz 2006: 225). Damit wird die Verwobenheit von Biologie und Kultur hervorgehoben und stellt zugleich einen Ausweg aus dem ewigen Dilemma Natur vs. Kultur dar.

4. Methodisches Vorgehen und Untersuchungsgegenstand

Über die theoretische Auseinandersetzung hinausgehend sollte empirisch untersucht werden, inwieweit sich das vermutete Comeback biologischer Erklärungen der Geschlechterdifferenz in der massenmedialen Verbreitung bestätigen lässt. Die forschungsleitende Frage lautete, wie in neueren Sachbüchern die Geschlechterbinarität hergestellt bzw. begründet wird.

Als Auswertungsmethode wurde die qualitative Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2010) gewählt, da sie eine „systematische, intersubjektiv nachvollziehbare Bearbeitung großer Materialmengen“ erlaubt (Mayring/Hurst 2005: 436). Mayring (2010: 64f.) unterscheidet drei Grundformen qualitativer Inhaltsanalyse: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. In der vorliegenden Arbeit wurde vorwiegend mit letzterer, genauer, mit inhaltlicher Strukturierung, gearbeitet. Das bedeutet, jene inhaltlichen Aspekte, die aus dem vorliegenden Material herausgefiltert werden sollten, wurden anschließend zusammengefasst (vgl. ebd.: 66). Die Kategorien wurden theoriegeleitet vor der Analyse gebildet, definiert und mit Ankerbeispielen aus dem Untersuchungsmaterial versehen (deduktive Analyserichtung).

Die Analyse der Sachbücher war von folgenden Fragekomplexen geleitet:

- 1.) Wie *sind* Frauen und Männer? Welche Fähigkeiten, Begabungen, Talente, Verhaltensweisen, etc. werden ihnen in den Sachbüchern zugeschrieben? Was ist *typisch weiblich* und *typisch männlich*? (*Geschlechterstereotype*)

- 2.) Wie *sollen* Frauen und Männer *sein*? Welche Rollen werden Frauen und Männern zugeschrieben? Wird ein traditionelles Rollenverständnis vertreten? (*Geschlechterrollen*)
- 3.) Wie wird die Geschlechterdifferenz begründet? Überwiegen (evolutions-)biologische Erklärungsmuster oder werden soziale Einflussfaktoren für die Ausbildung von Geschlechterunterschieden betont? (*Erklärungen der Geschlechterdifferenz*)
- 4.) Wird ein durch die Gender Studies aufgeklärtes Geschlechterverständnis in den Texten vertreten (Geschlecht als ein gesellschaftlich hergestelltes, veränderbares Konstrukt) oder wird von einer eindeutigen, unveränderbaren Geschlechtsidentität sowie Geschlechtszugehörigkeit gesprochen (Geschlecht als biologische Naturgegebenheit)? Wird von einer *natürlichen* Zweigeschlechtlichkeit ausgegangen? (*Geschlechtertheoretische Annahmen*)
- 5.) Welche Anbindungen zur Wissenschaft finden sich in den Texten bzw. werden die Quellen dabei offengelegt? (*Quellen*)

Neben der Auswertung der fünf Fragenkomplexe wurden jeweils einleitend die Sachbuch-Autorinnen und -Autoren vorgestellt, eine knappe Inhaltsangabe der Bücher geliefert sowie abschließend auf deren Erfolg, Resonanz und kritischer Rezeption näher eingegangen. Nach einem ersten Materialdurchgang wurde das deduktiv gewonnene Kategoriensystem an dem zu untersuchenden Material erprobt, überarbeitet und um drei neue, die Sachbücher verbindende Aspekte erweitert (induktiv gebildete Kategorien):

- 6.) Selbstbeschreibungen der Autorinnen und Autoren,
- 7.) von den Autorinnen und Autoren genannte Motive und Anliegen für die Publikation sowie
- 8.) Bezüge auf den bzw. Abgrenzungen vom Feminismus.

In einem nächsten Schritt wurden mithilfe des erstellten Kodierleitfadens alle Textstellen, die durch eine Kategorie angesprochen waren (Fundstellen) farblich markiert sowie mit dem entsprechenden Kategorienkürzel versehen. Das extrahierte Material wurde anschließend pro Kategorie zusammengefasst.

Das Sachbuch wurde als Untersuchungsgegenstand gewählt, da es sich zum einen um eine relativ wenig untersuchte Textsorte handelt (vgl. Hahnemann 2006: 140), zum anderen sind Sachbücher aufgrund ihrer Orientierung an aktuellen Themen bzw. dem Rekurs auf den gegenwärtigen Forschungsstand zwar stark zeitgebunden (vgl. Oels 2005: 326) und damit tendenziell von geringer Haltbarkeit (vgl. Porombka 2005: 18), jedoch spiegeln sie deutlicher als etwa schöne Literatur oder journalistische Texte die

gesellschaftlichen Problemstellungen und Mentalitäten der Zeit wider (vgl. Hahnemann et al. 2005: 39). Sachliteratur erweist sich als „hervorragender Resonanzkörper kultureller Schwingungen“ (Hahnemann 2006: 145). Weiters stellen Sachbücher, die sich an ein nicht fachspezifisches Publikum richten, eine besonders heterogene Buchgattung dar, ein „hybrides Genre par excellence“ (Hahnemann 2006: 142, H. i. O.). Das Spektrum reicht von trockenen über polemische bis hin zu wissenschaftsorientierten Texten. Der Übergang zum Ratgeber, Fachbuch oder wissenschaftlichen Buch ist zum Teil fließend (vgl. Umlauf 2005: 56).

Grundlage der empirischen Untersuchung waren folgende fünf Sachbücher, welche eine zentrale Rolle in den neueren öffentlichen Debatten über Feminismus und Geschlecht gespielt haben: *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen* (2011) von Allan und Barbara Pease, Kommunikationstrainerin und -trainer; *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit* (2006) von Eva Herman, ehemalige Nachrichtensprecherin der *Tagesschau*; *Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn* (2004) von Simon Baron-Cohen, Psychologe und Professor für Entwicklungspsychopathologie an der Universität Cambridge und *Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer* (2008) sowie *Das männliche Gehirn. Warum Männer anders sind als Frauen* (2011) von Louann Brizendine, amerikanische Neurobiologin, lehrt Neuropsychiatrie an der *University of California* in San Francisco.

Wie bereits erwähnt, stellen Sachbücher eine äußerst heterogene Buchgattung dar. Dies spiegelte sich auch in der eigenen Titelauswahl wider. *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* ist bereits 1999 im englischen Original erschienen und wurde 2007 verfilmt. Der internationale Bestseller kann als Grenzgänger zwischen Sachbuch und Ratgeber bezeichnet werden, da an vielen Stellen, wie für Ratgeber charakteristisch, handlungs- und nutzenorientierte Darstellungen für den privaten Bereich, in diesem Fall Beziehungstipps, angeführt werden. Pease und Pease (2011: 22) folgend möchten sie Paaren dabei behilflich sein, „mehr über sich und das andere Geschlecht zu erfahren“ (Pease/Pease 2011: 22), d.h. über die Unterschiedlichkeit von Frau und Mann, um somit zu erfüllteren, harmonischeren und befriedigerenden Beziehungen beizutragen (vgl. ebd.). *Das Eva-Prinzip* von Eva Herman (2006), das bereits zwei Wochen nach Erscheinen Platz zwei der *Spiegel*-Bestsellerliste hielt sowie eine breite öffentliche Debatte entfachte, ist wiederum als Thesen- oder Debattenbuch konzipiert. Hermans Herangehensweise ist vielmehr journalistisch als populärwissenschaftlich. Sie behandelt in ihrer Publikation die Frage des demographischen Wandels, genauer den Geburtenrückgang in Deutschland (vgl. Herman 2006: 32), den sie ursächlich auf die Frauenemanzipation zurückführt. Um die Familie und damit die Ge-

sellschaft vor dem Aussterben zu bewahren, ruft die Autorin zu einem Bekenntnis zum „Frausein, zum Eva-Prinzip“ auf (ebd.: 190), das zu einer gesellschaftlichen Harmonie zurückführe (vgl. ebd.: 32). Voraussetzung dafür sei, sich der Unterschiede zwischen Frauen und Männern erneut bewusst zu werden, anstatt sie zu verdrängen (vgl. ebd.: 189). Baron-Cohen stellt in *Vom ersten Tag an anders* (2004) seine *empathizing-systemizing theory* vor, der zufolge Frauen und Männer sich aufgrund des Hormons Testosteron in ihren Systematisierungs- und Empathievermögen unterscheiden. Frauen könnten sich besser in andere Menschen einfühlen, seien durchschnittlich empathischer als Männer (vgl. ebd.: 13), während Männer besser systematisieren könnten (vgl. ebd.: 23) und die „Fähigkeit zu einem methodisch-analytischen Vorgehen“ (ebd.: 14) besäßen. Zur Untermauerung seiner These führt Baron-Cohen, ähnlich wie Louann Brizendine in ihren beiden Bestsellern, vornehmlich Befunde aus dem Bereich der Neurowissenschaften an. Wie die Titel *Das weibliche Gehirn* (2008) und *Das männliche Gehirn* (2011) bereits erahnen lassen, setzt sich Brizendine darin mit den „von Natur aus“ unterschiedlichen weiblichen und männlichen Gehirnen bzw. Gehirnstrukturen sowie den unterschiedlichen hormonellen Auswirkungen auf diese auseinander (vgl. Brizendine 2008: 33).

Die Auswertung der deduktiv entwickelten Kategorien (eins bis fünf) erfolgte in Form von Einzelfallanalysen, da die Autorinnen und Autoren, wie beschrieben, zum Teil sehr unterschiedliche Schwerpunkte in den Texten setzen, während die induktiv gebildeten Kategorien (sechs bis acht) gesondert in einer vergleichenden Analyse ausgewertet wurden. Eine zusammenfassende Darstellung und Interpretation der Untersuchungsergebnisse erfolgt im nächsten Abschnitt.

5. Darstellung der Untersuchungsergebnisse

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring hat ergeben, dass in den untersuchten Sachbüchern Vorstellungen einer natürlichen, d.h. naturgegebenen bzw. biologisch determinierten Geschlechterdifferenz entworfen werden und gängige Geschlechterstereotype bzw. traditionelle Geschlechterrollenvorstellungen reproduziert werden. Dabei beziehen sich die Autorinnen und Autoren auf zum Teil nicht näher genannte wissenschaftliche Studien. Auf die Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern wird nur an einigen wenigen Stellen erinnert, jedoch wird in keinem der analysierten populärwissenschaftlichen Texte auf die individuelle Variation innerhalb der Gruppe der Frauen bzw. der Männer eingegangen. Frauen und Männer werden nicht nur auf pauschalisierende Weise als unterschiedlich, sondern, wie für Geschlechterstereotype charakteristisch, als absolut gegensätzlich beschrieben. Laut Brizendine (2008: 244) würden Frauen und Männer in verschiedenen Welten leben, das Ehepaar

Pease (2011: 386) beschreibt Frauen und Männer als „so unterschiedlich wie Tag und Nacht“. Besonders frappierend kommt das im folgenden Zitat zum Ausdruck:

Frauen und Männer sind unterschiedlich. Nicht besser oder schlechter, sondern unterschiedlich. Außer der Tatsache, daß sie der gleichen Spezies angehören, gibt es keine nennenswerten Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Sie leben in unterschiedlichen Welten, haben andere Wertvorstellungen und gehorchen anderen Gesetzmäßigkeiten. (Ebd.: 25)

Nachfolgend soll auf die angesprochenen Aspekte näher eingegangen werden.

(1) Geschlechterstereotype

Die beschriebenen *typisch weiblichen* bzw. *typisch männlichen* Talente, Kompetenzen, Wahrnehmungen, Denk- und Verhaltensweisen, etc., sind in den untersuchten Sachbüchern großteils identisch: Im Schnitt würden sich Mädchen und Frauen besonders redigewandt, sprachbegabt und kommunikativ zeigen (vgl. Herman 2006: 92; Pease/Pease 2011: 144; Baron-Cohen 2004: 148; Brizendine 2008: 21), empathischer, einfühlsamer, fürsorglicher und sensibler als Männer sein (vgl. Herman 2006: 79; Baron-Cohen 2004: 23; Brizendine 2008: 21) sowie über eine „weibliche Intuition“ verfügen (Pease/Pease 2011: 94; Brizendine 2008: 189). Frauen hätten zudem das Talent, mehrere Tätigkeiten parallel zu erledigen (vgl. Pease/Pease 2011: 144), während Männer nur „eins nach dem anderen“ tun könnten (ebd.: 94). Ihre latente Orientierungslosigkeit sowie ihr vermindertes räumliches Vorstellungsvermögen seien wiederum dafür verantwortlich, weshalb Frauen Probleme beim Einparken (vgl. Pease/Pease 2011: 258) sowie beim Lesen von Straßen- und Landkarten hätten (vgl. ebd.: 167).

Jungen und Männer seien durchschnittlich begabter in Mathematik (vgl. Baron-Cohen 2004: 109) und motorischen Fähigkeiten (vgl. ebd.: 131), könnten sich besser orientieren bzw. würden über ein ausgeprägteres räumliches Vorstellungsvermögen verfügen als Frauen (vgl. Baron-Cohen 2004: 148; Pease/Pease 2011: 167f.). Darüber hinaus würden Männer Wut stärker zum Ausdruck bringen bzw. eher zu direkten Aggressionen neigen (vgl. Herman 2006: 74; Baron-Cohen 2004: 58; Brizendine 2008: 201f.).

Frauen würden sich allgemein weniger aus Status, Macht sowie Geld machen, kompetitive Konstellationen meiden und stärker auf zwischenmenschliche Harmonie ausgerichtet sein. Ihr Selbstwertgefühl würden sie aus „der Qualität ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen“ ableiten (Pease/Pease 2011: 213). Männer hingegen seien stärker karriere- (vgl. Herman 2006: 86) sowie konkurrenzorientiert (vgl. Pease/Pease 2011: 213). Frauen werden insgesamt als stärker gefühlsbetont und personenorientiert, Männer als rationaler und objektorientiert beschrieben.

Die dichotomen Zuschreibungen von *typisch weiblichen* und *typisch männlichen* Eigenschaften, Fähigkeiten, Verhaltensweisen, etc., sind, wie für Geschlechterstereotype charakteristisch, nicht nur pauschalisierend, sondern auch ausgrenzend. Wird ein Merkmal Frauen zugesprochen, wird es Männern automatisch abgesprochen (vgl. Bischof-Köhler 2006: 17). Etwa Pease und Pease (2011: 88) behaupten in der beschriebenen Entweder-oder-Rhetorik: „Einen weiblichen Navigator aufzutreiben ist deswegen ebenso schwer, wie bei einem männlichen Berater Trost zu finden oder von einem männlichen Lehrer ‚gutes‘ Englisch oder Deutsch zu lernen.“

(2) Geschlechterrollen

Die Auseinandersetzung mit Geschlechterunterschieden führt unmittelbar zu der Frage nach der Stellung von Frauen und Männern bzw. ihren Rollen in einer Gesellschaft. In den Texten werden nicht nur gängige Geschlechterstereotype reproduziert, sondern damit auch soziale Ungleichheit naturalisiert bzw. legitimiert. Die Autorinnen und Autoren beziehen sich dabei auf Studien, welche von einer grundlegenden Geschlechterdifferenz ausgehen, um hierarchische Geschlechterverhältnisse, gesellschaftliche (Macht-)Positionen von Frauen und Männern zu rechtfertigen bzw. als gewissermaßen „natürliche Ordnung“ zu legitimieren. Etwa seien biologische Faktoren für die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungsebenen im naturwissenschaftlichen Bereich mitverantwortlich (vgl. Baron-Cohen 2004: 106; Brizendine 2008: 20f.). Befunde zu hirnanatomischen und -funktionellen Unterschieden sowie zu einer ausgeprägten weiblichen Emotionalität liefert Eva Herman, Verfechterin eines konservativen Weltbilds, eine Begründung für ihre geforderte Rückkehr der Frau zur Häuslichkeit und damit zur Aktualisierung traditioneller geschlechtlicher Rollenmuster. Laut Herman (2006: 28) hätten Frauen biologisch gesehen eine andere Rolle als Männer. Weiters hat die Autorin Zweifel daran, ob Männer für Hausarbeit sowie Kindererziehung und -betreuung „überhaupt geeignet sind“ (ebd.: 85). Herman vertritt die Auffassung, dass Frauen aufgrund ihrer Fähigkeit zu gebären auch für die nachfolgende Aufzucht und Erziehung der Kinder geeigneter seien.

(3) Erklärungen der Geschlechterdifferenz

Relativ einig sind sich die Autorinnen und Autoren ebenfalls über die Ursachen der erklärten Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern. Soziale Geschlechterdifferenzen werden auf die unterschiedliche biologische Ausstattung der Geschlechter und somit auf nicht direkt beeinflussbare Vorgänge zurückgeführt. Evolutionsbedingte, hormonell verursachte Geschlechterunterschiede, die genetische Erbanlage, Unterschiede

im Aufbau und der Funktion von weiblichen und männlichen Gehirnen (z.B. hirnstrukturelle Unterschiede im Corpus callosum, der Amygdala oder im Hippocampus, funktionelle Unterschiede im Bereich der Lateralisierung) veranlasse bzw. befähige Frauen und Männer zu unterschiedlichen Talenten, Fähigkeiten, Wahrnehmungen, Denk- und Verhaltensweisen. Geschlechterunterschiede werden bei Pease und Pease in der Evolution des Menschen begründet, als Folge der prähistorischen Arbeitsteilung beschrieben. Etwa das räumliche Vorstellungsvermögen sei bei Mädchen und Frauen nicht besonders stark ausgeprägt, „weil die Fähigkeit, Tiere zu jagen und den Weg zurück nach Hause zu finden, niemals zum Aufgabengebiet der Frauen gehörte“ (Pease/Pease 2011: 167). Männer seien wiederum schweigsam und einsilbig (vgl. Brizendine 2008: 72), weil Testosteron, „das Sex- und Aggressionshormon“ (ebd.: 52) ihr Interesse an Unterhaltung und zwischenmenschlicher Bindung vermindere (vgl. ebd.: 72). Mutterverhalten sei nicht durch Nachahmung, sondern durch die jeweilige Gehirnstruktur bestimmt (vgl. ebd.: 174). Geschlechterunterschiede seien bereits bei ein Tage alten Babys zu beobachten, weshalb Baron-Cohen diese hauptsächlich auf die von Testosteron beeinflusste Verdrahtung des Gehirns zurückführt (vgl. Baron-Cohen 2004: 18), doch räumt der Psychologe ein, dass neben biologischen ebenfalls soziokulturelle Faktoren ursächlich für die geschlechtsspezifische Entwicklung von Frauen und Männern seien (vgl. ebd.: 164).

Insgesamt wird die Bedeutung umweltbezogener Faktoren für die Verursachung von Geschlechterunterschieden in den analysierten Texten entweder gar nicht oder nur am Rande behandelt, da wir „in viel größerem Ausmaß ein Produkt unserer Biologie“ als „Opfer von gesellschaftlichen Klischees“ seien (Pease/Pease 2011: 35). Ihren Ausgangspunkt hätten Geschlechterunterschiede primär in der Biologie, welche durch die Kultur, Erziehung, etc. maximal verstärkt werden könnten, wie alle Autorinnen und Autoren, mit Ausnahme von Herman, einräumen (vgl. Baron-Cohen 2004: 121; Pease/Pease 2011: 34; Brizendine 2011: 29).

Herman beruft sich nicht nur auf die „von der Natur angelegte Unterschiedlichkeit der Geschlechter“ (Herman 2006: 28), sondern auf die Schöpfungsgeschichte. Die ehemalige TV-Moderatorin spricht von einer gottgewollten Verschiedenheit der Geschlechter, welche förderlich für uns und unsere Gesellschaft wirke: „Wir Frauen sind, wie gesagt, anders als Männer. Wir wurden vom Schöpfer mit unterschiedlichen Aufträgen in diese Welt geschickt.“ (Ebd.: 49)

(4) Geschlechtertheoretische Annahmen

Allen Autorinnen und Autoren ist gemein, dass sie in ihren angebotenen Erklärungsversuchen bezüglich der grundlegenden Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern

ein essentialistisches Geschlechterverständnis vertreten. Geschlecht wird als *natürliche* Eigenschaft des Individuums betrachtet, nach denen Personen kategorisiert werden können. In keinem der Texte wird auf die Prozesshaftigkeit der Herstellung von Differenzen sowie auf die diskursive Hervorbringung von Geschlecht bzw. der Geschlechterbinarität eingegangen, wie sie etwa von Judith Butler beschrieben wurde. Die Autorinnen und Autoren halten somit am Modell der grundlegenden Geschlechterdifferenz, an der Vorstellung der *natürlichen* Zweigeschlechtlichkeit fest und bestätigen bzw. legitimieren mit ihren Ausführungen die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit.

(5) Quellen

Die Autorinnen und Autoren beziehen sich zum Teil auf nicht näher genannte Befunde etwa aus den Bereichen der Hirn- und Genforschung, Evolutionspsychologie und Soziobiologie. Eva Herman (2006) beruft sich auf Studien, um ihren Thesen den Status wissenschaftlicher Erkenntnisse zu verleihen. Hinweise auf die entsprechende Literatur fehlen dabei gänzlich. Barbara und Allan Pease (2011) präsentieren ihre Darstellungen zu Frauen und Männern als wissenschaftlich untermauert, ohne dabei in konsequenter Weise auf ihre Quellen zu verweisen. Wie Simon Baron-Cohen (2004) legt auch Louann Brizendine (2008/2011) ihre Quellen offen, doch wurden ihr dabei verschiedene inhaltliche Fehler vorgeworfen (vgl. Cameron 2008: 19f.). Zum Teil rekurrieren die Autorinnen und Autoren in ihren Ausführungen auf Tierstudien, wodurch eine Gleichsetzung von tierischem mit menschlichem Verhalten bzw. eine Übertragung von Tier auf Mensch stattfindet. Darüber hinaus beschreiben die Autorinnen und Autoren die Geschlechterunterschiede in wiederholter Weise anhand von Erlebnissen ihrer Patientinnen und Patienten, Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer, Freundinnen und Freunde bzw. berichten über persönliche Erfahrungen.

(6) Selbstbeschreibungen der Autorinnen und Autoren

Die Autorinnen und Autoren erklären in den Sachbüchern einstimmig, dass es politisch nicht korrekt sei auf angeborene Geschlechterunterschiede öffentlich hinzuweisen und sie damit bewusst Risiken eingegangen seien. Gleichzeitig geben sie sich zum Teil als Vertreterinnen und Vertreter der „wissenschaftlichen Wahrheit“ aus, treten als Brecherinnen und Brecher des Tabuthemas Veranlagung auf, da die biologische Basis der Unterschiede nicht länger „geleugnet“ werden dürfte. Herman präsentiert sich als Brecherin des Tabus, „(d)ie Notwendigkeit der berufstätigen Frau in Frage zu stellen“ (Herman 2006: 19). Sie musste dafür ihre Entlassung hinnehmen:

Dieses Buch hat für mich persönlich Konsequenzen. Denn ich hatte zu entscheiden, was mir wichtiger war: meine Meinung zu diesem gesellschaftspolitisch wichtigen Thema zu äußern oder die Fortsetzung als Sprecherin der Tagesschau. Beides war nicht möglich. Der Geburtenrückgang in unserem Land, der Zerfall der Gesellschaft und alle weiteren hier geschilderten folgenschweren Umstände veranlassen mich nun, das Eva-Prinzip lebendig werden zu lassen. (Ebd.: 32, H. i. O.)

Beim Verfassen von *Das weibliche Gehirn* habe sich Brizendine hin- und hergerissen gefühlt: Auf der einen Seite stand die politische Korrektheit, auf der anderen die wissenschaftliche Wahrheit, welche nicht immer willkommen sei, die sie jedoch in ihren Büchern vertrete (vgl. Brizendine 2008: 244f.). Da es laut Pease und Pease (2011: 92) „in“ sei, vorzugeben, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nur minimal beziehungsweise irrelevant seien, sei es ihnen bewusst gewesen, mit ihren Schlüssen auch Widerstand zu provozieren (vgl. ebd.: 20). Baron-Cohen habe über fünf Jahre für die Fertigstellung seines Buches benötigt, da die Thematik „in politischer Hinsicht ein zu heißes Eisen war, um es bereits in den Neunziger Jahren abzuschließen“ (Baron-Cohen 2004: 11).

(7) Motive und Anliegen der Autorinnen und Autoren

In den untersuchten Sachbüchern wird vermittelt, dass *die* Frauen und *die* Männer grundverschieden seien. Wenn Frauen und Männer ihre natürlichen Bedürfnisse, Denk- und Verhaltensweisen akzeptierten, ihre angeborenen, biologisch bedingten Unterschiede berücksichtigten bzw. ein Bewusstsein dafür entwickeln würden, anstatt sie aus Gründen der Political Correctness zu leugnen, dann würde es weniger Beziehungsprobleme, Scheidungen (vgl. Pease/Pease 2011; Brizendine 2008/2011) und wieder mehr Kinder (vgl. Herman 2006) geben. Anzumerken ist, dass in den Texten ausschließlich heterosexuelle Paarbeziehungen thematisiert werden.

(8) Abgrenzungen vom Feminismus

Wenn in den Texten eine Auseinandersetzung mit dem Feminismus bzw. den Gender Studies stattfindet, dann meist in der Form, dass ihre erbrachten Leistungen und Errungenschaften geschmälert werden oder aber als überholt, veraltet oder unzeitgemäß dargestellt werden. So sei etwa die Geschlechtergleichheit, welche die Frauenbewegung beschworen habe, längst nicht mehr haltbar, sie entspreche nicht der biologischen Realität (vgl. Brizendine 2008: 32). „Ein ‚Unisex-Gehirn‘ gibt es nicht“ (ebd.). Besonders Herman vertritt eine antifeministische Position. Für den erklärten „Verlust der Weiblichkeit“ sowie die daraus resultierende (vermutete) Bedrohung der Familie und Ehe

(Herman 2006: 14) bzw. den Kindermangel in Deutschland macht sie die Frauenemanzipation verantwortlich, wenn sie erklärt: „Der Feminismus fraß unsere Kinder“. (Ebd.: 176) Sie richtet ihre Kritik an die von Feministinnen vorgebrachte Behauptung einer grundsätzlichen Gleichheit der Geschlechter (vgl. ebd.: 65): „Eva ist nicht Adam, auch wenn die Feministinnen uns gern einreden wollen, dass Gleichberechtigung auch Gleichheit bedeutet. Wir Frauen sind anders.“ (Ebd.: 31) Der britischen Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie (2010: 31) zufolge lässt sich quer durch die Populärkultur ein Prozess der fortgesetzten aktiven Unterminierung der Erfolge des Feminismus in den 1970er und 1980er Jahren beobachten sowie die vermehrte Tendenz, „feministische Positionen als überholt und damit verzichtbar abzustempeln“, denn Gleichberechtigung sei längst erreicht (ebd.: 31f.).

6. Resümee

Die qualitative Inhaltsanalyse hat ergeben, dass in allen fünf analysierten Sachbüchern primär Vorstellungen einer *natürlichen* Zweigeschlechtlichkeit sowie biologisch determinierten Geschlechterdifferenz vertreten werden. Bei aller Unterschiedlichkeit in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung der Texte stimmen die Autorinnen und Autoren darin überein, dass *typisch weibliche* bzw. *typisch männliche* Denkmuster, Verhaltensweisen, Talente, etc. primär biologisch determiniert anstatt sozial bestimmt seien. Lediglich Baron-Cohen geht in *Vom ersten Tag an anders* (2004) vertiefend auf die mögliche kulturelle Verursachung von Geschlechterdifferenzen ein, weshalb seine Publikation als differenzierteste Auseinandersetzung bezeichnet werden kann. Abschließend kann festgehalten werden, dass die in den analysierten Sachbüchern angebotenen Begründungen der Geschlechterdifferenz auf die eingangs beschriebene Entwicklung einer Re-Biologisierung der Geschlechterdifferenz, auf eine Renaissance an Geschlechterbiologismen hindeuten, welche sich seit den 1990er Jahren im inner- wie außerwissenschaftlichen Bereich abzuzeichnen scheint.

Es wurde versucht zu zeigen, dass die in den Sachbüchern zum Teil behauptete Universalität der biologisch determinierten Geschlechterunterschiede bzw. die Eindeutigkeit der Befundlage so nicht vorliegt. Quaiser-Pohl und Jordan (2007: 171) halten fest: „Auf der Suche nach Erklärungen für diese weiblichen und männlichen ‚Schwächen‘ ist es natürlich verlockend, ‚einfache‘ biologische Ursachen, wie den kleinen Unterschied im Gehirn zu finden. Aber so einfach scheint das nicht zu sein.“ Anne Fausto-Sterling bezeichnet das Gehirn auf Basis des gegenwärtigen Wissensstands als „nach wie vor in hohem Maße terra incognita“ (Fausto-Sterling 2000: 118, zit. n. Fine 2012: 29) und gleichzeitig als perfektes Medium, auf das Vermutungen über den Unterschied zwischen Frau und Mann projiziert werden könnten (vgl. ebd.).

Weiters sind, wie oben ausgeführt, Geschlechterdifferenzen im Abnehmen begriffen (vgl. Athenstaedt/Alfermann 2011: 178), woraus geschlossen werden kann, dass die festgestellten Unterschiede zwischen Frauen und Männern weniger biologisch als vielmehr soziokulturell bedingt sind. Vor diesem Hintergrund scheint der wiederauflebende Diskurs um biologisch bedingte Geschlechterunterschiede geradezu paradox.

Als mögliche Gründe für das rege Interesse an (evolutions-)biologischen Erklärungen der Geschlechterdifferenz bzw. für den Erfolg der analysierten Sachbücher, wie ihn Bestsellerlisten belegen, kann die Überzeugungskraft der Inhalte genannt werden, welche wiederum aus der Einfachheit der Argumentationsweise resultiert, die scheinbar unangreifbare Autorität bzw. Akzeptanz gegenüber naturwissenschaftlichen Befunden sowie die Bestätigung von Alltagsannahmen der Geschlechterdifferenz, welche beruhigend auf die Rezipientinnen und Rezipienten wirken und damit eine Form von Sicherheit schaffen können.

Zwischen dem medial verbreiteten Geschlechter-Wissen, den populärwissenschaftlichen Darstellungen und der wissenschaftlichen Befundlage scheint eine nicht zu unterschätzende Diskrepanz zu herrschen. Fragen, die weiterer Klärung bedürften, wären, weshalb Erkenntnisse aus dem Bereich der Gender Studies, besonders des de-/konstruktivistischen Ansatzes keinen bzw. nur vereinzelt Eingang in die medienöffentliche Verbreitung finden, weshalb, wie vermutet, die Gender Studies ein *Vermittlungsproblem* haben.

Literatur

- Athenstaedt, Ursula/Alfermann, Dorothee (2011): Geschlechterrollen und ihre Folgen. Eine sozialpsychologische Betrachtung. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Baron-Cohen, Simon (2004): Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn. Düsseldorf: Walter.
- Bechdolf, Ute (1999): Puzzling Gender. Re- und De-Konstruktion von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Bischof-Köhler, Doris (2006): Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Braun, Christina von (2000): Gender, Geschlecht und Geschichte. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler, S. 16-57.
- Brizendine, Louann (2011): Das männliche Gehirn. Warum Männer anders sind als Frauen. München: Goldmann Verlag.
- Brizendine, Louann (2008): Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer. München: Goldmann Verlag.

- Butler, Judith (1997): Das Ende der Geschlechterdifferenz? In: Huber, Jörg/Heller, Martin (Hrsg.): Konturen des Unentschiedenen. Basel: Stroemfeld, S. 25-43.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Cameron, Deborah (2008): The Myth of Mars and Venus. Do Men and Women Really Speak Different Languages? New York: Oxford University Press.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (2005): Natur/Kultur. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau Verlag, S. 200-219.
- Dorer, Johanna/Klaus, Elisabeth (2008): Feministische Theorie in der Kommunikationswissenschaft. In: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hrsg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 91-112.
- Duden, Barbara (2010): Frauen-„Körper“: Erfahrung und Diskurs (1970-2004). In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 601-615.
- Ebeling, Smilla (2006): De/Konstruktion von Geschlecht und Sexualität. In: Ebeling, Smilla/Schmitz, Sigrid (Hrsg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS Verlag, S. 281-296.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.
- Fine, Cordelia (2012): Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fox Keller, Evelyn (1995): Geschlecht und Wissenschaft: Eine Standortbestimmung. In: Orland, Barbara/Scheich, Elvira (Hrsg.): Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften. Frankfurt: Suhrkamp, S. 64-91.
- Hahn, Kornelia (2002): Biologischer Determinismus. In: Kroll, Renate (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler, S. 65f.
- Hahnemann, Andy (2006): „... aus der Ordnung der Fakten“. Zur historischen Gattungspoetik des Sachbuchs. In: Höcker, Arne/Moser, Jeannie/Weber, Philippe (Hrsg.): Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 139-150.
- Hahnemann, Andy/Oels, David/Porombka, Stephan/Schütz, Erhard (2005): Das Sachbuch. Ein noch unerschlossenes Forschungsfeld für die Literaturwissenschaft in der Wissensgesellschaft. In: humboldt-spektrum, 12. Jg., H. 2, S. 36-41.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 363-393.

- Hausmann, Markus (2007): Kognitive Geschlechtsunterschiede. In: Lautenbacher, Stefan/Güntürkün, Onur/Hausmann, Markus (Hrsg.): Gehirn und Geschlecht. Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Frau und Mann. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 106-123.
- Heer, Lou-Salomé (2012): Das wahre Geschlecht. Der populärwissenschaftliche Geschlechterdiskurs im SPIEGEL (1947-2010). Zürich: Chronos.
- Herman, Eva (2006): Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit. Unter Mitarbeit von Christine Eichel. München: Pendo Verlag.
- Hines, Melissa (2004): Brain Gender. New York: Oxford University Press.
- Hyde, Janet Shibley (2005): The Gender Similarities Hypothesis. In: American Psychologist, 60. Jg., H. 6, S. 581-592.
- Klaus, Elisabeth (2005): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Aktualis. u. korr. Neuaufl. Münster: LIT-Verlag.
- Klaus, Elisabeth (2002): Die Konstruktion von Geschlecht im medialen Diskurs. Befunde und Perspektiven der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung. In: Bauer, Ingrid/Neissl, Julia (Hrsg.): Gender Studies. Denksachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbruck: Studienverlag, S. 67-80.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14-48.
- Kroll, Renate (2002): Geschlechterdifferenz. In: Kroll, Renate (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart: Metzler, S. 153f.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt: Campus Verlag.
- Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013): Gender Media Studies. Eine Einführung. Konstanz: UVK Verlag.
- Maccoby, Eleanor E./Jacklin, Carol Nagy (1974): The Psychology of Sex Differences. Stanford: Stanford University Press.
- Maier, Tanja (2009): Auf der Suche nach dem großen Unterschied. Geschlechterstereotypen in populären Wissensmagazinen. In: Medienheft, 07.09.2009. Online unter http://www.medienheft.ch/index.php?id=14&no_cache=1&tx_ttnews%5Btt_news%5D=53&tx_ttnews%5BbackPid%5D=7 (14.10.2013).
- Maier, Tanja (2008): Wahrheit, Wissen, Wirklichkeit: Popularisierungsprozesse in Wissenschaftsmagazinen. In: Raabe, Johannes/Stöber, Rudolf/Theis-Berglmair, Anna M./Wied, Kristina (Hrsg.): Medien und Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Konstanz: UVK, S. 128-140.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt: Helmer Verlag.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz.

- Mayring, Philipp/Hurst, Alfred (2005): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 436-444.
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls: Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
- Möbius, Paul J. (1907): Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. München. Halle a. d. Saale: Marhold.
- Mühlen-Achs, Gitta (1998): Geschlecht bewusst gemacht. Körpersprachliche Inszenierungen. Ein Bilder- und Arbeitsbuch. München: Verlag Frauenoffensive.
- Nestvogel, Renate (2010): Sozialisationstheorien: Traditionslinien, Debatten und Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 166-177.
- Oels, David (2005): Sachbuch. In: Schütz, Erhard/Bittkow, Silke/Oels, David/Porombka, Stephan/Wegmann, Thomas (Hrsg.): Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 323-327.
- Palm, Kerstin (2010): Biologie. Geschlechterforschung zwischen Reflexion und Intervention. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 851-859.
- Pease, Allan/Pease, Barbara (2011): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen. München: Ullstein.
- Porombka, Stephan (2005): Regelwissen und Weltwissen für die Jetztzeit. Die Funktionsleistungen der Sachliteratur. Online unter http://www.sachbuchforschung.uni-mainz.de/wp-content/uploads/Arbeitsblaetter_Sachbuchforschung_02.pdf (01.02.2014).
- Quaiser-Pohl, Claudia/Jordan, Kirsten (2007): Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Schiebinger, Londa (1993): Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmitz, Sigrid/Schmieder, Christian (2006): Popularisierungen. Zwischen Naturwissenschaften, Medien und Gesellschaft. In: Ebeling, Smilla/Schmitz, Sigrid (Hrsg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS Verlag, S. 363-378.
- Schmitz, Sigrid (2006): Frauen- und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? In: Ebeling, Smilla/Schmitz, Sigrid (Hrsg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS Verlag, S. 211-234.
- Schmitz, Sigrid (2002): Hirnforschung und Geschlecht. Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften. In: Bauer, Ingrid/Neissl, Julia (Hrsg.): Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbruck: Studienverlag, S. 109-125.

- Schütze, Barbara (2010): Neo-Essentialismus in der Gender-Debatte. Transsexualismus als Schattendiskurs pädagogischer Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Stephan, Inge/Braun, Christina von (2000): Einleitung. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler, S. 9-15.
- Umlauf, Konrad (2005): Moderne Buchkunde. Bücher in Bibliotheken und im Buchhandel heute. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.
- Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag.
- Walter, Natasha (2011): Living Dolls. Warum junge Frauen heute lieber schön als schlau sein wollen. Frankfurt: Krüger Verlag.
- Wetterer, Angelika (2010): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 126-136.

Kurzbiographie der Autorin



Liesa Herbst, M.A., ist 1987 geboren. Ihren Abschluss des Masterstudiums der Kommunikationswissenschaft hat sie an der Universität Salzburg im Juni 2014 gemacht. Im Sommersemester 2010 verbrachte sie ein Auslandssemester an der „Università di Lingue e Comunicazione“, in Mailand. Derzeit arbeitet sie an der Themenentwicklung für ihre Dissertation im Bereich Gender Studies sowie an der Veröffentlichung ihrer Masterarbeit beim LIT-Verlag. Seit 2013 arbeitet und lebt sie in Mailand.